

Den Hormonen entkommt keiner

Mit raffinierter Zurückhaltung hat Markus Bothe am Stadttheater Bern Philippe Boesmans' «Reigen» inszeniert. Die Oper entlarvt die Bigotterie einer dekadenten Gesellschaft.

Montag 1. April 2019 18:26 von Marianne Mühlemann

Es spritzt ein wenig, als Kevin John -Edusei, der Chef des Berner Symphonieorchesters, zum Schlussapplaus auf die Bühne geht. Zum eleganten Frack trägt der Chefdirigent weisse Gummistiefel. Das Publikum kann sich einen Lacher über den Stilbruch nicht verkneifen. Doch das ist kein Gag. Edusei steht auf glitschigem Grund, so wie alle, die hier aufgetreten sind.

Kathrin Frosch hat die Bühne unter Wasser gesetzt und mitten hinein ein grünes Eiland aus aneinandergereihten Sofas gebaut. Das passt: Mit jeder neuen Szene kommt die Sofareihe in Bewegung, so wie auch die falschen Hoffnungen, die hier in zehn Episoden verheizt werden. «Es ist heiss hier», sagen die Frauen und Männer immer wieder. Doch warm wird ihnen nie.

Lieben und betrügen

Wenn rechts ein Sofa auf die Bühne reingefahren wird, fährt links ein Sofa raus. Froschs Setting taugt vorzüglich als Metapher für die unzüchtigen Spiele, die hier getrieben werden. Das sexwillige Personal findet sich in allen Schichten. Selbst das Theater im Theater bekommt sein Fett weg; wenn eine Sängerin in üppiger Krinoline mit affektierten Gesten den Komponisten ihrer Rolle liebt und betrügt, weiss man nie genau, was echt ist und was gespielt. Denn lieben und betrügen tun hier alle, der Soldat, die Dirne, das Stubenmädchen, der junge Herr, die junge Frau, der Gatte, das süsse Mädchel, der Dichter, die Sängerin und selbst der scheinheilige Graf.

Immer zwei treffen sich zu Dates, in denen es nur um das eine geht. Sex. Das multifunktionale Polstermöbel – die grüne Sofareihe – dient als Sitz-gelegenheit, Ehebett, Chambre séparée, als Küchentisch, Hinterzimmer, Café und Bordell. So läuft das Ritual, das zum Reigen führt: Wenn zwei sich getroffen haben, geht einer weiter. Zur Nächsten. Und das so lange, bis in diesem Reigen die Ersten wieder zusammenkommen.

Das Wasser auf der Bühne verweist auch auf die Donau, auf Wien: Hier lässt Arthur Schnitzler sein Schauspiel «Reigen» um 1900 spielen. In den 1990er-Jahren hat der Schweizer Luc Bondy ein Libretto daraus destilliert, das der belgische Komponist Philippe -Boesmans als Oper vertont hat.

Das Kopfkino läuft mit

Als zeitgenössische Oper ist «Reigen» auf den Bühnen Europas zum Klassiker geworden. Ihre brisanten Themen haben in einer Zeit von Dating-Apps und schnellem Cybersex eine neue Aktualität erlangt. Fragen zu Perversion, Pädophilie, Gewalt und Machtmissbrauch in (sexuellen) Beziehungen werden hier zwar nicht verhandelt, aber angestossen. Nacktheit gibt es in der Berner Inszenierung nicht, und Gewalt und übergriffige Kopulationen finden in letzter Konsequenz im Kopfkino des Zuschauers statt.

Dass Regisseur Markus Bothe mit raffinierter Zurückhaltung ans Werk geht, spricht für seine Inszenierung, die von den hybriden Klängen aus dem Orchestergraben lautmalerisch koloriert und begleitet wird. Edusei hat ein gutes Gefühl für die Wechsel in Dynamik und Tempi. Und wenn bei den Paaren nach dem grossen Knistern das grosse Schweigen ausbricht, wird auch das Orchester duckmäuserisch kleinlaut. Oder pausiert ganz, sodass die Stille schmerzt wie eine offene Wunde. Wo Boesmans' Tonspur das Scheitern vorwegnimmt, wird es im Orchester besonders intensiv. Die Klänge in den Streichern beginnen zu bröckeln, die Melodien schmieren weg, werden bitter. Und das eben noch schrill auftrumpfende Blech beginnt (mit gestopftem Trichter) kläglich zu quäken.

Die kleinteilige Partitur beschert dem Berner Symphonie-orchester ein Wechselbad an Stilen; es meistert sie mit Bravour. Beim Zuhören wird man aus der Postmoderne in die Vertrautheit eines geistlichen Chorals, in terzenselige Walzer oder Barockklänge katapultiert. Doch irgendwann holt einen die Tristesse wieder ein, und man landet auf dem harten Boden atonaler Texturen.

Freudsche Abgründe

Die zehn Sängerinnen und Sänger vollbringen mit den zuweilen spröden Texten sängerische Glanzleistungen. Sie agieren dabei wie unter dem Brennglas. Denn eigentlich sollen diese Tabubrüche nie an die Öffentlichkeit. Nervös spielt der Soldat (Andries Cloete) mit dem Feuerzeug, während die wasserstoffblonde Dirne (Orsolyna Nyakas) ihn für Geld anmacht. In diesem Reigen hat alles zwei Seiten. Wer verführt wird, kehrt als Verführer zurück, wer Gewalt erfahren hat, wird später gewalttätig.

Doch es gibt auch tragikomische Momente, kuriose Maskeraden mit Bärenfellen, Versteckspiele. Oder Szenen, in denen sich freudsche Abgründe auftun. So versucht das Stubenmädchen (Eleonora Vacchi) den verklemmten Alfred (Nazariy Sadivskyy) zu bezirzen, der seine Erregung mit dem Rezitieren von Stendhal oder dem Vertreiben einer Mücke sublimiert, die das Orchester naturalistisch imitiert. Später verbarrikadiert sich ein Herr zwischen seiner Kakteensammlung. Doch den Hormonen entkommt hier keiner. «Liebst du mich wenigstens?», fragt eine Frau nach dem Akt. Und der Mann antwortet: «Das musst du doch gespürt haben», während er bereits ein nächstes Opfer ins Visier nimmt. Die wahre Liebe, die alle suchen, wird ständig verraten.

Im Seelengefängnis

Die Kostüme (Justina Klimczyk) sowie dezente Licht- und Schattenspiele vergrössern die angeknacksten Psychen in den Raum. Der lässt sich durch verschiebbare Bühnenelemente zum Seelengefängnis zusammenziehen. Auch die subtilen Missverständnisse im Ehebett (Oriane Pons, Jordan Shanahan) sind vortrefflich gezeichnet. Während die gesungenen Liebesbeteuerungen immer hochtrabender und die Abstände zwischen den Duvets immer grösser werden, verbrennen die Eheleute sich an ihren Wärmeflaschen. Dass es diesem trostlosen «Reigen» nicht an Komik fehlt, wird auch hier offensichtlich.

Gespentisch statisch

Ein paar Striche hätten dem Abend aber gutgetan. Der zweite Teil der knapp dreistündigen Oper, in der ein Seniorenpaar (Uwe Stickert, Evgenia Grekova) immer wieder wie die Fata Morgana eines idealen Liebespaares erscheint, zeigt Längen. Die Wirkung der Rituale scheint irgendwann verpufft. Und die Szenerie wird gespenstisch statisch. Hätte man die Stilisierung noch konsequenter angehen müssen? Den Figuren fehlt es an gestalterischen Entwicklungsmöglichkeiten, obwohl der stimmliche Glanz da wäre (Claude Eichenberger, Uwe Stickert, Michal Marhold). Und so hängt nach der Pause der Spannungsfaden durch, als wäre das Thema Ehebruch durchdekliniert. Doch dann, noch diese eine Szene: Der alte Herr isst mit dem Mädchen Eis, bevor er mit ihm in den Kulissen verschwindet. Und das Orchester spielt süsse Terzen, als ob da nichts Besonderes wäre. Man schaudert, fragt, zweifelt.

Wegen solcher Momente lohnt sich der Besuch. Und weil die Paarung von Boesmans' gemässigt zeitgenössischen Klängen und Luc Bondys knappen Dialogen im ersten Teil des Abends einen Sog entwickelt, den man beim blossen Lesen von Schnitzlers brillantem Text so nicht erfährt.

Weitere sieben Vorstellungen bis 4. Juni. www.konzerttheaterbern.ch